

(Nachdruck verboten.)

19]

Alltagsleute.

Roman von Wilhelm Meyer-Förster.

Man hätte der Tante sagen können, die Welt stürze um oder das Trauermagazin sei verbrannt — nichts wäre die Wirkung solcher Mittheilung gegen die gewesen, welche sich hier ergab. Der Agent stürzte auf sie zu und klopfte ihr den Rücken, der Hamburger rief nach Wasser, alle Kellner rannten und selbst Jettchen hatte ein mitleidiges Nühren. Man brachte die erregte Frau in eines der kleinen Speisezimmer, wo sie sich allmählig erholte. Natürlich folgte dorthin auch Jettchen und natürlich auch die Herren. Reizend erschien es, wie Jettchen die Tante streichelte, beruhigte, alles für vergeben und vergessen erklärte, sie als ihre Wohlthäterin pries und überhaupt ein wackeres und versöhnliches Gemüth zeigte.

Das Ende vom Liede war, daß der glückliche Bräutigam die Tante und den Agenten zu einer kleinen Verlobungsfeier einlud und daß gegen Mitternacht sogar die Tante auf den Punkt gelangt war, wo sie Jettchen segnete und das Wohl des Brautpaares ausbrachte.

Der Agent schrieb zahllose Telegramme, an sämtliche Verwandte des Bräutigams, an Christian, an das Trauermagazin, alle Freundinnen der Braut und an die unmöglichsten Leute.

Den ganzen Abend saß natürlich das Brautpaar neben einander und küßte sich, was bis gegen halb zwölf Uhr der Tante jedesmal einen Stich ins Herz gab. Erst da begann sie alles in rosigem Lichte zu sehen, und beim Aufbruche hatte sie Jettchen zärtlich untergefaßt und geleitete sie in das wunderhübsche Schlafzimmer, das mit dem ihrigen durch eine offene Thüre verbunden war.

Der Agent und der Bräutigam kniepten noch bis Morgen grauen und der letztere war der zufriedenste Mensch der Welt. Sollte er etwa hingehen und seine Million mit einer zweiten verheirathen?! Wahrhaftig nicht!! Er wuchs förmlich vor Stolz und Glück und schwur, heute über drei Monate Ehemann zu sein.

Was Jettchen betrifft, sie verbrachte die himmlischste Nacht ihres Lebens. Sie lachte und weinte abwechselnd in den Kissen, und erst als die nebenan liegende Tante, die auch nicht einschlafen konnte, die Rede auf die Aussteuer brachte, die sie selbst mit einzukaufen versprach, kam Jettchen's kleiner Kopf auf leidlich praktische Gedanken, und ihre Träume schwankten dann zwischen Beinen, Spitzen und dem Herzliebsten wirt hin und her.

XIV.

Als die Tante aufwachte, hatte die allmählig aufdämmernde Erinnerung an Jettchen's Verlobung zunächst auf sie annähernd den gleichen Eindruck, wie gestern bei der Erstickungsgefahr. Es war unglaublich und unerhört. Sie stand auf und ging in das Nebenzimmer, Jettchen war aber bereits seit vielen Stunden unten. Franz hatte sie natürlich schon auf der Terrasse erwartet. Er führte die ganze Tasche voll großer Banknoten, die in der Frühe aus Hamburg angelangt waren, und er hatte in seinem Glück bereits den Leichtsinm begangen, dem Agenten fünfshundert Franken zu leihen. Alle drei frühstückten in der schönsten Laune, dann wurden in der Stadt Verlobungskarten bestellt, die der Agent nach Aufschreiben aller Adressen zu expediren sich verpflichtete.

Gegen Mittag kam die Tante hinunter, war aber im Vergleich zu gestern wie ausgetauscht und ließ sich mit Jettchen nur in die notwendigste und kühlste Unterhaltung ein. Sie wünschte nunmehr zu erfahren, wo der berühmte Spielsaal sei, und war verwundert, daß man dorthin noch mit der Eisenbahn zu fahren habe. Sie drängte zum Aufbruch und alle vier unternahmen die Fahrt gemeinsam.

Jettchen kam aus dem Staunen nicht heraus, als ihr Liebster ihr klar zu machen suchte, was da auf den grünen Tischen eigentlich vorgehe, und sie wollte zuerst gar nicht glauben, daß die Herren und Damen die Massen Geld weggeben müßten, wenn sie die falsche Farbe gewählt hatten. Sie ließ sich die Summen nennen, die da bisweilen auf dem Spiele standen, und rechnete insgeheim aus, daß Fräulein Mödler,

die Directrice im Trauermagazin, in zehn Jahren nur so viel verdiene, als die gelbe Dame gegenüber in einem Moment gewonnen hatte. Der kleine Bräutigam wollte natürlich auch sehen, aber da befiel sie eine so große Angst, daß sie ihn inständig bat, das nicht zu thun. Schließlich versprach er es denn auch und war nachher bei der Heimfahrt riesig stolz, daß er vermittlest der Liebe den Spielteufel in die Flucht geschlagen hatte. Außerdem hätte er auf „Roth“, das er beständig zu besetzen sich vorgenommen hatte, ein kleines Vermögen verloren. So hatte also seine süße kleine Braut ihm heute „mindestens zwanzigtausend Mark“ gerettet, und er behauptete, zum Aerger der mißgelaunten Tante, die das kindisch fand, Jettchen bringe ihm zwanzigtausend Mark Mitgift.

Tief niedergeschlagen war der Agent, der nicht nur die geliebten fünfshundert Frank zum Teufel gejagt, sondern auch der Tante durch seine unglücklichen Rathschläge schweres Unheil zugefügt hatte. Ihr Verlust betrug nach seiner Schätzung allermindestens zwölfwundert Frank, und Nefse und Tante lehnten bei der Heimfahrt düster und trübe in ihren Ecken. Daß Jettchen's munteres Lachen, die bodenlose Verliebtheit des Hamburgers und beider ewiges Geflüsse die Laune der andern nicht just verbesserten, läßt sich begreifen.

Am nächsten Nachmittag fuhr das Brautpaar nicht mit, sondern rüstete zu Herrn Melnik's Abreise, die bereits am zweitfolgenden Tage vor sich gehen sollte. Er hatte im Glück der Liebe dem Spielteufel den Abschied gegeben und wollte nach Hamburg vorausseilen, um dort alles für die baldige Hochzeit vorzubereiten. Jettchen sollte in Obhut der Tante zurückbleiben und in deren Begleitung die Rückreise antreten.

An diesem und dem nächsten Tage kam die würdige alte Dame immer erst sehr spät nach Nizza zurück, war aber auf dem besten Wege, der Bank einen Hieb ersten Ranges zu erteilen, und zeigte sich deshalb von der freundlichsten Seite. Am Abend vor des Hamburgers Abreise waren alle vier noch einmal vergnügt zusammen, und die Tante hatte sich jetzt so an Jettchen's Rängeerhöhung gewöhnt, daß sie mit dem früher verachteten Geschöpf wie mit einer durchaus gleichwerthigen, ja sogar ziemlich hochstehenden jungen Dame verkehrte.

Der Bräutigam hinterließ für Jettchen ein Depot von Kassenscheinen, dessen Anblick den Agenten in Verwirrung setzte, dann nahm er unter Küffen, Thränen und gegenseitigen Liebeschwüren Abschied. Alle nächsten Tage verbrachte Jettchen von früh bis zur sinkenden Sonne mit Briefeschreiben. Sie beklebte so viele Bogen, daß sie jeden Brief mindestens sechs- bis achtmal abzuschreiben hatte, ehe er versandfähig war. Dann freilich präsentirte er sich sauber und wie gestochen, und machte dem guten Franz in Hamburg bodenlose Freude. Im Stil war dieser selbst schwach und er legte mehr Werth auf die Liebesbetheuerungen und auf eine saubere Handschrift. Natürlich kamen auch von ihm täglich Briefe, und ihre Lectüre veränderte Jettchen von Tag zu Tag mehr. Sie wurde ganz still und mädchenhaft, las und lernte Gedichte, die Franz ihr geschenkt hatte, und schaute mit der tiefsten Rührung auf den goldenen Ring. Die Liebe wirkt Wunder, dachte die Tante in den ersten Tagen, als sie noch bisweilen Zeit hatte, Jettchen zu beobachten. Das Unglück regnete aber mit so unausgesetzten Schauern auf die arme alte Dame ein, daß sie bald aufhörte, sich mit anderer Leute Interessen zu beschäftigen.

Ganz jämmerlich gestaltete sich die Sachlage für den Agenten. Je rascher die großen Banknoten aus der Tante Verwahrsam — wo dieses Versteck sich befand, war ihr Geheimniß — hinaus wanderten, um so mehr prasselte ihr Zorn auf den Agenten. Die Tante verpflegte sich und ihn mit der elendesten Sparsamkeit und als es ihm gelungen war, mit heiligen Schwüren und ungläublichen Eiden aus Jettchen's Depot eine Hundertmarknote zu locken, ging diese mit größter Promptheit am selben Tage futsch.

Vierzehn Tage nach ihrer Ankunft war die Tante so radikal ausgeplündert, daß selbst Jettchen ein herzliches Mitleid erfaßte. Sie waren alle drei oben im Salon. Der Agent brütete vor sich hin und fühlte einen kanibalischen Hunger, Jettchen lehnte verlegen am Fenster und die Tante lag auf dem Kanapee. Ihr Gesicht war ganz spitz geworden und der schwache Versuch, sich Jettchen gegenüber noch eine gewisse

Würde zu geben, brachte in dieses Gesicht ganz seltsame und bemitleidenswerthe Grimassen.

Gegen Abend faßte sie endlich den großen Entschluß und tat Fettchen um ein Darlehen. Nun muß erwähnt werden, daß diese mit einer fabelhaften Sparamkeit die große Summe verwaltet hatte und bei jeder Apfelsine und Schokoladentafel ängstlich überlegte, ob sie das Geld angreifen dürfe. Daß alles das ihr gehörte und ihr zum Geschenk gemacht war, konnte sie nicht glauben. Die hundert Mark, die sie dem Agenten geliehen hatte und die nicht wieder kamen, verursachten ihr schon die größten Gewissensbisse, nun aber gar noch einmal Geld hergeben — nein, das konnte sie nicht, durfte sie nicht.

Die Taute blieb bei dieser Eröffnung ziemlich gefaßt. Sie hätte ja nach Berlin depechiren können, aber so viel Halt bewahrte sie doch noch, um sich zu sagen, daß damit der Anfang vom Ende kommen würde.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Russisch-jüdische Proletarier-Geschichten.*

I.

Blas und verkrümmert schlendert der Eckensteher Mosche-Aron auf dem Trottoir einher und wirft den Passanten wehmüthige, thränenfeuchte Blicke zu. Vor einigen Läden macht er Halt, fragt, ob man Arbeit für ihn habe, und da er keine Antwort bekommt, geht er weiter.

„Was giebt's, Mosche-Aron?“ fragt einer der Krämer, ein dicker Jude im langen Kasten.

„Ich wollte sehen, ob ich nicht etwas zum Abtragen bekommen könnte.“

„O ja — meine Leibschmerzen,“ wihelt der Krämer.

Mosche-Aron geht weiter.

„Was willst Du?“ fährt eine Handelsfrau ihn an.

„Ach . . . nichts. Ich möchte etwas abtragen,“ stottert der Eckensteher.

„Wenn man Dich wird brauchen, wird man Dich rufen.“

Mosche-Aron senkt sein abgehärmtes Gesicht verfinstert sich noch mehr. Er kehrt um und geht an die Ecke, wo noch mehrere Lastträger stehen.

„Was ist Dir, Mosche-Aron?“ fragt der eine.

„Wahrscheinlich kommt sein Weib wieder einmal nieder,“ meint ein zweiter.

Mosche-Aron mustert die Passanten und thut, als hörte er die Bemerkungen seiner Kollegen nicht.

„Was ist Dir?“ fragte der erste wieder.

„Was soll mir sein? Was soll sein, wenn man seit vier Tagen nichts als trodenes Brot isst? Was soll sein, wenn man seit vier Tagen keinen Pfennig verdient?“

Die Kollegen Mosche-Aron's verstummen; keiner hat mehr Lust zum Spotten und Witzeln; sie kennen alle, alle diesen Text und diese Melodei.

„Ich habe auch schon seit zwei Tagen keinen Groschen gesehen“, sagt einer. Niemand antwortet; alle senken und gehen auseinander. Mosche-Aron sängt von neuem an, die Läden abzulaufen.

„Mosch-Aron, Mosch-Aron!“ schreit kurz darauf einer der Eckensteher. „Geh, eine Kiste zum Abtragen ist da. Geh, nimm . . . Bei Salzberger. Hast Du Kraft?“

„Wird sich schon finden,“ antwortet Mosche-Aron und eilt davon.

Eine drei Zentner schwere Kiste! Mosche-Aron kann sie kaum vom Fleck rühren. Eine Weile überlegt er, ob er sie nehmen solle oder nicht. Die Leute im Laden meinen, er überlege, wie die Last am besten anzufassen sei.

„Stelle sie da auf den großen Sack,“ rath der Hausdiener. Mosche-Aron beschließt, die Arbeit zu übernehmen. Hat er erst die Kiste auf dem Rücken, dann — so spekulirt er — wird es schon gehen.

„Komm, hilf mir die Kiste auf den Sack,“ sagt er zum Hausdiener.

„Und allein kannst Du's nicht?“ antwortet dieser, hilft ihm jedoch die Kiste auf den Sack setzen.

Bei den ersten paar Schritten bricht Mosche-Aron fast zusammen.

„Du bist wohl betrunken,“ ruft man ihm aus dem Laden nach.

„Ach ja — betrunken,“ brummt er und geht weiter.

„Die ist wohl schwer?“ fragt mitleidig der Lastträger, der ihm die Kiste zugewiesen hatte.

„Und wenn sie auch schwer ist — was schad't es?“ erwidert er ärgerlich. Er kann sich kaum bewegen, aber er nimmt alle Kraft zusammen — wird er doch 20 Kopelen (40 Pf.) bekommen.

Es klimmert ihm vor den Augen, das Blut steigt ihm zu Kopfe, doch er geht weiter . . . daheim zehn Kinder und kein Brot . . . Da ist ja auch schon das Haus, wo er die Kiste abliefern soll!

Das Klimmern wird härter, der Kopf schwerer, immer

schwerer . . . so schwer fast wie die Last auf seinem Rücken . . . Jetzt ist es ihm, als habe ihm jemand einen leichten Stoß in die Seite gegeben, und als fiele er irgendwohin tief, tief in einen Abgrund . . . Und es wird ihm so leicht auf dem Rücken, von der Last darauf keine Spur . . . Er ist bloß etwas schwach, und das ewige Sinken in die Tiefe ist auch nicht angenehm . . . Wenn er beim Falle bloß keinen Schaden nähme! . . . Da . . . endlich ist der Boden in der Tiefe erreicht . . . Ein Beben durchzieht seinen Körper und seine Augen treten aus ihren Höhlen. — — —

„Was war das für ein Anlauf?“

„Ein Lastträger ist gestürzt.“

„Todi?“

„Was denn sonst?“

„Vor Schwäche?“

„Ach was — dieses Gefindel frisst alles Mögliche in sich hinein, bis es nicht mehr weiter geht.“ —

Und die neugierige Menge zerstreut sich. — —

II.

Das kleine Zimmer ist grau wie das Glend, von dem die ganze Umgebung erzählt. In der geborstenen Zimmerdecke steckt ein Haken — der Ueberrest eines ehemaligen Hängeleuchters. Der große gesprungene Ofen, mit einem groben Sack „die Lenden gegürtet“, neigt bedenklich zur Seite und sieht seinen ruhigen Nachbar an: den verträucherten Kochherd, auf dem ein Topf mit einem abgesprungenen Henkel steht und ein Theil eines hölzernen Glöckchens liegt. Diesem hölzernen Felden war ein schöner Tod beschieden, er ist auf dem Felde gefallen, im Kampfe mit vertrockneter vorgefrizter dicker Gräthe.

Das kleine Zimmer ist mit Einrichtungs-Gegenständen vollgestopft. Dort steht ein Himmelbett mit zerrissenen Vorhängen, durch die rothe Kissen ohne Bezug hervorlugen. Da eine Wiege, aus welcher der große gelbliche Kopf eines schlafenden Kindes hervorschaut. Hier ein Kasten mit metallnem Beschlag, aber offenem Hängeschloß — ein Zeichen, daß jener keine Schätze mehr enthält. Daneben ein Tisch mit drei Holzschemeln. Das Möbel scheint der einst eine rothe Farbe gehabt zu haben; jetzt ist es dunkel-schweißig. Zählt man noch hinzu einen Schrank, einen Schmutz- und einen Wassereimer, einen Spaten und einen Besen, so wird man einsehen, daß in dem kleinen Gemache kaum mehr eine Stecknadel zur Erde fallen konnte. Außer diesem allem beherbergt das Zimmer noch „ihn“ und „sie“.

„Sie“ sitzt auf dem Kasten, der den Raum zwischen der Wiege und dem Himmelbett ausfüllt, zur Rechten das kleine Fenster mit den grünlich schillernden Scheiben, zur Linken den schon oben beschriebene Tisch; sie strickt an einem Strumpf, erhält mit dem Fuß die Wiege in Bewegung und hört andächtig zu wie „er“ laut den Talmud liest.

Er liest mit singend weinerlicher Stimme, bewegt sich unruhig und nervös; die Worte theils bebend, theils verschlingend, theils liebevoll akzentuierend, theils gleichgiltig herausstolzen lassend, wie Kartoffeln aus einem Sack. Hierbei ruhen seine Hände keine Sekunde: bald reißt er aus der Tasche ein ebenede roth und ganz gewesenes Taschentuch und wischt sich die Nase oder den Schweiß vom Gesicht und Stirn, bald kränfelt er seine Stirnlocken oder zupft seinen spitzen, stellenweis schon ergrauten Bart.

Das Kind erwacht nicht; es scheint an diese Musik gewöhnt. Und das trotz der Jugend zusammengeschrumpfte Weib sitzt da und ergötzt sich an dem Anblick ihres Gatten. Freilich, manchmal senkt sie unwillkürlich auf: taugte er doch für die Welt ebenso gut wie für jene, dann wäre das Glend in ihrem Heim nicht so groß. . . .

Sie hört andächtig dem Gesang zu; auch in ihrem verkrümmerten Gesichte zuckt es bisweilen; auch sie ist nervös geworden.

Ehedem zeigte dieses Gesicht stets den Ausdruck beseligender Zufriedenheit; das Talmudstudium ihres Gatten bereitete ihr Freude. Allein es fällt ihr ein, daß heute Donnerstag sei und sie noch keinen Pfennig im Hause habe, um den „heiligen Sabbath zu empfangen“. Und das beseligende Lächeln auf ihrem Gesicht wird immer düsterer, bis es völlig entschwindet. . . .

Sie wirft einen Blick durch die grünlichen Fensterscheiben: die Sonne steht schon tief, es scheint schon spät am Tage und noch ist kein Löffel warmes Wasser im Hause.

Die Stricknadeln erstarren in ihren Fingern, tiefer Schatten breitet sich über ihr Angesicht: das kranke Kind in der Wiege ist unruhig geworden; es wird bald munter werden und — kein Tropfen Milch im Hause.

Der Schatten auf ihrem Gesichte hat sich zu einer Wolke verdichtet, die Stricknadeln beginnen in ihrer Hand zu zittern . . . Und es fällt ihr ein, daß die Osterfeiertage bald vor der Thür sind . . . ihre Ohrringe und Tischleuchter beim Pfandleiher, der Kasten leer, der Hängeleuchter verkauft . . . Und die Stricknadeln beginnen einen nervösen Tanz, und die Wolke auf dem Gesichte nimmt eine dunkelgraue Farbe an, und in ihren unwülklichen Augen zeigen sich Blicke.

„Er“ aber sieht und „lernt“. Er sieht nicht, daß in seiner Nähe ein Gewitter im Anzuge ist, das einen bedrohlichen Charakter annimmt und nur auf eine Gelegenheit, gleichsam auf ein Stichwort wartet, um loszubrechen.

Das Stichwort fällt. Der Studierende erklärt sich laut singend eine schwierige Talmudstelle und schließt sein Resumee: „Daraus geht hervor, daß . . .“

Weiter kommt er nicht, denn wild ist das unglückliche Weib aufgesprungen: „Daraus geht hervor, sagst Du! Aus der Haut

*) Aus der in Warschau im russisch-jüdischen Jargon erscheinenden „Volksbibliothek“.

folkt Du gehen!" ruft sie heiser. "Daraus geht hervor . . . kurz vor Ostern . . . Donnerstag . . . krankes Kind . . . kein Tropfen Milch. . . Ha!"

Der Athem versagt ihr. "Er" sieht wie gebannt da. Plötzlich springt er auf und eilt instinktiv an die Thüre. So stehen sie sich gegenüber und sehen einander an, er mit verglastem Blicke vor Schreck, sie mit feurigem vor Wuth. Und da er sieht, daß sie weder ihre Zunge noch ihre Finger mehr beherrschen kann, rückt er noch mehr ab, athmet laut und murmelt:

"Höre, Weib, weißt Du, daß jemand in seinem frommen Studium sünden eine große Sünde ist? Essen! — Verdienen! — Etwas anderes kennt sie nicht! Und wer speist die Vögelin in der Luft? Keine Spur von Gottvertrauen — nur diese Welt will sie — dafür kommt man in die Hölle. . ."

Sie antwortet nicht, er aber wird immer muthiger. Ihr Gesicht wird blaß und blässer, ihr ganzer Körper zuckt und zittert, und je blässer sie wird, je mehr sie zittert, desto sicherer und lauter wird er:

"Hölle, Feuer! An der Zunge aufhängen!"

Sie schweigt; ihr Gesicht ist aschfaß, sodas ihm schon sein Dpfer leid thut. Allein er ist wie berauscht, es ist das erste Mal, daß er sein Weib besiegt hat. Thörichte Frau! Er wußte garnicht, daß man sie so leicht einschüchtern konnte.

"Ich gehe in die Synagoge," schließt er mit etwas weicherer Stimme und schlägt die Thüre hinter sich zu.

Das Zuschlagen der Thür weckt das kranke Kind. Es erhebt langsam die schweren Brauen, das wachsgelbe Gesichtchen verzerrt sich, und es fängt an, durch das geschwollene Näschen zu röcheln. Sie aber steht wie versteinert da und hört nicht des Kindes Stimme.

"Ha!" entringt es sich heiser ihrer gequälten Brust.

"So also ist es — nicht diese und nicht jene Welt!" — Hölle, sagt er! Hängen, sagt er: — Nichts — mir gar nichts! — stöhnt sie. "Kein Brot im Hause — kein Kleid auf dem Leibe — das Kind hungrig — kein Tropfen Milch — und dort hängen — hängen an der Zunge, sagt er! . . . Hängen . . . ha ha ha! Ja, aber hier — hier — sofort — es ist alles eins — wozu noch warten!"

Das Kind schluchzt laut, aber sie hört nichts.

"Einen Strick, einen Strick!" schreit sie, außer sich und sucht mit ihrem Blicke einen Strick in allen Winkeln. "Wo nimmt man einen Strick her, damit ich wenigstens diese Hölle los werde!"

Sie erinnert sich, daß irgendwo ein Strick liegen müsse — ja dort, hinter'm Ofen. Sie hatte damit im Winter den Ofen festbinden wollen, er muß noch dort liegen. Sie läuft hin und findet den Strick und eine wilde Freude ergreift sie, als hätte sie einen Schatz gefunden. Sie wirft einen Blick auf die Zimmerdecke — der Haken ist da — sie braucht bloß auf den Tisch hinaufzusteigen. Sie springt auf den Tisch. . .

Hier sieht sie, daß das erschreckte, verschmachtende Kind sich in der Wiege aufgeseht hat und herauszufallen droht.

Erneute Wuth ergreift sie. Sie wirft den Strick aus der Hand, springt vom Tische gleich zu dem Kinde und drückt sein Köpfchen in das Kissen:

"Augenichts!" schreit sie. "Nicht einmal hängen läßt er mich! Nicht einmal im Frieden sterben! Er will nur ziehen. . . ziehen. Gist wirft Du aus meiner Brust saugen. Gist! hier, Fresser, Gist!" — schreit sie athemlos und drückt dem Kinde die dürre Brust in den Mund.

"Hier! Trinke! . . . Trinke! . . ."

Kleines Feuilleton.

h. v. Vom Lieber-Thee. Unter dem Namen Lieber'sche Kräuter wird schon seit Anfang des Jahrhunderts in der oberrheinisch-germanischen Gegend eine häufige im ersten Frühling blühende Pflanze, ein sogen. Lippenblütler (*Galeopsis ochroleuca*) als Tee gegen Auszehrung und Brustkrankheiten getrunken. Den Namen Lieber'sche Kräuter haben sie vielleicht von einem Vorfahren des Reichstags-Abgeordneten Lieber. Denn wie der 1845 verstorbene Professor der Botanik Dierbach in Heidelberg in Geiger's Handbuch der Pharmacie mittheilt, trieb der Regierungsrath Lieber in Samberg um 1817 mit diesem Tee als Geheimmittel einen schwunghaften Handel, indem er ein Päckchen von 24 Loth für drei Gulden verkaufte und so viel absetzte, daß er, öffentlichen Nachrichten zufolge, nur in einem Transport 40 Zentner des Krautes erhielt. Die Benutzung der Pflanze als Tee ist indes wohl viel älter. Nach den Untersuchungen des Medizinalraths Dr. Günther in Köln wandten schon im Mittelalter Aerzte diese Pflanze gegen Lungenkrankheiten an; Gerard habe sie als Wundheilmittel gerühmt, Paul Hermann daraus einen Syrup gegen Heiserkeit bereitet und Casaly die Pflanze gegen Tertianfieber empfohlen. 1792 berichtete der Stiftsvisitar Martenstock in seiner Flora von Bonn, daß die Pflanze in Köln einen sehr großen Ruf habe als Mittel bei beginnender Schwindsucht, anfänglich sehr theuer bezahlt und meist aus Blankenheim, im Kreise Scheiden, bezogen worden sei. Daher auch der Name Blankenheimer Tee. Zuweilen werde aber auch eine andere Pflanze, *Sideritis arvensis*, als solcher benützt. Der Apotheker Wolf zu Simburg a. d. Sahn, der in Erfahrung gebracht hatte, daß Lieber seine Kräuter zu Blankenheim a. d. Eifel sammeln ließ, reiste selbst dahin, und fand bald, daß es nur die *Galeopsis*

ochrol. sei, worüber er 1811 und 1812 mehrere Aufsätze an den "Allgemeinen Anzeiger des Deutschen Reichs" einschickte, auch die Pflanze an Professor Wildenow in Berlin sandte, der seine Diagnose bestätigte. Um vollständige Sicherheit über die den Lieber'schen Tee bildende Pflanze zu erhalten, suchte der verstorbene Apotheker Stein in Frankfurt a. M. Samen aus demselben aus und erzog daraus lediglich die *Galeopsis ochroleuca*. Die preussische Regierung machte dann im Amtsblatt zu Aachen 1824 Nr. 47 bekannt, aus welchem Kraute der Lieber'sche Tee bestehe und daß man in den Apotheken davon das Pfund zu 8 Groschen haben könne. — Ueber die Entstehung des Namens besteht noch eine andere Lesart, die wir der Vollständigkeit wegen auch mittheilen wollen. Dr. Lejeune in Berviers berichtet, daß die *Galeopsis ochroleuca* in den Ardennen unter dem Namen Ganot bekannt sei und dort, namentlich in der Umgegend von Malmedy, schon lange als Heilmittel benützt werde, namentlich sei die Pflanze ein Bestandtheil des sehr verbreiteten Brustkrankes der Demoiselle Libert in Malmedy. Dr. Lejeune stellte in den Jahren 1811 und 1812 Heilversuche an, die ihm ihre medizinische Wirksamkeit bestätigten, und um diese Zeit wurde auch in Hufeland's Journal (1812 Juni pag. 89) auf die Pflanze aufmerksam gemacht. Aber, wie das so oft geschieht, die erst so günstigen Meinungen fanden in der Folgezeit bei genauerer Prüfung keine Bestätigung, schon 1832 wurde deshalb die *Galeopsis* aus der Pharmakopoe gestrichen und heut wird sie von Aerzten gar nicht mehr und von Laien nur noch sehr wenig angewandt. Von letzteren haben heut viele derer, die nicht alle werden, ihr Vertrauen dem als "Comeria" von Kirchhofer in Triest als "untrügliches Mittel gegen die Lungenschwindsucht" angepriesenen Vogelknöterich, *Polygonum aviculare*, eines der gemeinsten Unkräuter, zugewendet, dessen gänzliche Unwirksamkeit längst vollständig festgestellt ist, der aber immer noch von armen Lungenkranken für 2 M. pro Packet gekauft wird, obgleich er nicht 5 Pf. werth ist. —

Theater.

—r. Das Schiller-Theater kam gestern mit einem Lustspiel aus der Blüthezeit der spanischen Dichtkunst. "Der Zugenwächter" von Lope de Vega ist in einer von Eugen Jabel besorgten Uebersetzung vor einiger Zeit im Schauspielhause aufgeführt und bei dieser Gelegenheit in unserem Blatte besprochen worden. Das im Mittelalter zumieist derkômisch behandelte Thema von der Unmöglichkeit, ein verliebtes Weib zu hüten, hat der spanische Dichter mit Anmuth und feinem Humor auf die Bühne gebracht; und in der gestrigen Aufführung bemühte man sich nach Kräften, dem Dichter wie dem Uebersetzer gerecht zu werden. Kann auch nicht allen Mitwirkenden nachgerühmt werden, daß sie so wohlgefällig wie Fräulein Pauly ihre Reime vortrugen, so trat doch auch niemand störend in dem Gesamtspiel hervor. Neben der genannten Dame, welche die verliebte Diana gab, zeichnete sich Herr Schmasow in der komischen Dienerrolle aus.

Dem spanischen Stücke folgte eine Aufführung des bekannten Singspiels "Das Versprechen hinterm Herd." Man laßt über das ins Steyrische gepflanzte Berlinerthum heute noch ebenso wie vor einem Menschenalter. Fräulein Trude Lobe war eine allerliebste Almerin, und die Herren Pategg (Quantum), Neuert (Poiss) und Patry (Strihow) spielten mit fröhlicher Laune. —

Geschichtliches.

— Eine deutsche Orientgesellschaft ist in Berlin gegründet worden. Sie stellt sich die Aufgabe: "1. das Studium des orientalischen Alterthums im allgemeinen, und im besonderen die Erforschung der alten Kulturstätten in Assyrien, Babylonien, Egypten zu fördern; 2. die auf die Erwerbung orientalischer Alterthümer, Denkmäler der Kunst und allgemeinen Kultur gerichteten Bestrebungen des königlichen Museums zu Berlin sowie anderer öffentlicher Sammlungen im Deutschen Reich zu unterstützen; 3. die Kenntniß von den Ergebnissen der Forschungen über das orientalische Alterthum in geeigneter Weise zu verbreiten und das Interesse an diesem Theile ältester menschlicher Kultur zu beleben." —

Archäologisches.

— In Dermesch bei Karthago sind, wie der "Voss. Ztg." berichtet wird, kürzlich eine Anzahl Inschriften, Skulptur- und Architektur-Fragmente, der römischen Zeit angehörig, ausgegraben worden. Unter diesen Gegenständen verdient ein schönes Bruchstück eines aus parischem Marmor hergestellten heidnischen Sarkophags besondere Erwähnung. Es stellt auf der einen Seite aus einem Kampf zwischen Helden und Zentauren einen bärtigen Zentauren dar, der mit einer über die Schulter geworfenen Thierhaut angethan ist, in der Linken eine Keule trägt und mit der Rechten einen Felsblock schleudert; auf der anderen Seite findet sich ein Fragment einer christlichen Grabchrift eingegraben. Zweifellos wurde das ursprüngliche, aus dem 2. Jahrhundert stammende heidnische Grabdenkmal zerstört und seine Bruchstücke zur Herstellung eines christlichen Grabes verwendet, das der Zeit Konstantins anzugehören scheint. —

Medizinisches.

— Wespengift als Heilmittel gegen Schlangengift. Das Gift der Bienen und Wespen ist zwar chemisch noch

nicht genügend untersucht, aber man weiß so viel, daß dasselbe besonders auf niedere Wirbeltiere eine sehr bedeutende Wirkung ausübt, welche der des Schlangengiftes sehr ähnlich ist. Der Pariser Naturforscher Pphisalig, der sich seit mehreren Jahren fast ausschließlich mit der Untersuchung thierischer Gifte beschäftigt, ist in Folge der Ähnlichkeit in der Wirkung des Schlangengiftes und des Bienengiftes auf den Gedanken gekommen, daß das letztere vielleicht einen Schutz gegen das erstere bewirken könne; die Ergebnisse der ausgeführten Experimente haben diese Voraussetzung bestätigt. Pphisalig entnahm das Gift aus den Drüsen von 15 Hornissen und impfte dieses einem Meerschweinchen in das Bein; dies verursachte ein Fallen der Körpertemperatur um vier Grad, was 36 Stunden währte, an der Impfstelle entstand eine Rötze und Anschwellung der Haut, welche sich bis auf den Unterleib erstreckte und mit einer Zerstörung der Haut endete; im übrigen wurde das Leben des Thieres durch diese Impfung nicht gefährdet, dagegen zeigte sich dasselbe durch die Aufnahme des Wespengiftes in hohem Grade gesitt gegen Schlangengift. Dieser Widerstand ist so stark, daß ein auf diese Weise immunisirtes Meerschweinchen ohne Gefahr eine Dosis Schlangengift ertragen kann, welche ein niederes Thier in vier bis fünf Stunden tödten würde; diese Immunität währt fünf bis elf Tage lang. Das Wespengift besitzt auch eine leichte direkte Gegenwirkung gegen das Schlangengift; denn es verzögert den Tod eines Thieres bedeutend, wenn es gleichzeitig mit dem Gift des Reptils eingepflegt wird. Pphisalig hat Untersuchungen darüber angestellt, welches der Stoff im Wespengift wäre, der diese Schutzkraft gegen das Schlangengift bewirkt, und hat gefunden, daß dieser Stoff durch ein Erhitzen auf 120 Grad nicht zerstört wird und daß er in Alkohol aufgelöst werden kann. —

Aus dem Thierleben.

— Merkwürdiges von zwei Ameisenarten berichtet Professor W. Detmer in seinem Buche: „Botanische Wanderungen in Brasilien“. Wie überall in den Tropen, so begegnet man auch in Brasilien oft ganzen Bügen von Ameisen. Ein Strom der Thiere bewegt sich auf dem Boden von dem auf der Erde befindlichen Nest aus zu Bäumen oder Sträuchern; die Thiere kriechen auf die Pflanzen, schneiden mit Hilfe ihrer Beißwerkzeuge kleine Stücke aus ihnen heraus, befördern diese auf den Kopf und wandern so beladen in ihr Nest zurück. Diese gefährlichen blattschneidenden Ameisen (Attaarten) sind für die brasilianischen Gärten schlimme Feinde, indem sie Rosen und Orangen oft in kurzer Zeit völlig vernichten. Die Natur hat jedoch zum Theil die Pflanzen mit Schutzmitteln gegen die Blattschneider ausgerüstet, und bei den Cecropien sind sie in überaus merkwürdiger Weise entwickelt. Fällt man einen solchen Baum, der infolge seiner Neststellung ungefähr die Gestalt eines Kandelabers besitzt, so stürzen unzählige Ameisen aus dem Stamme hervor und werfen sich auf den Stöckfried. Die Cecropien sind nämlich von Schuchameisen bewohnt, welche ihre Nester in den hohlen, durch Querschnitte gefächerten Stämmen bauen. An der Basis älterer Stämme ist die Höhlung nur von geringem Durchmesser; nach oben nimmt sie an Weite zu. Die Befiedlung der Bäume mit Schuchameisen geschieht in der Weise, daß ein befruchtetes Weibchen, die spätere Königin, in die jüngeren Stammtheile einbringt. Dies geschieht an bestimmten engumgrenzten Stellen, an denen die Wandsubstanz fast papierdünn ist. Diese Pforten der Thiere erblickt man in Gestalt kleiner runder Oeffnungen an den oberen Internodien, während die vernarbten Spuren an den älteren sichtbar sind. Die in großer Menge in den Cecropienstämmen zur Entwicklung gelangten Ameisen kriechen oft aus ihren Wohnungen hervor. Sie gelangen auf die Blätter und sammeln hier die an den polsterartig verdickten Blattbasen zwischen braunen Haaren zur Ausbildung gelangten sogenannten Müller'schen Körperchen, kleine eisröhre, einseitig und fettreiche Gebilde, welche in demselben Maße, in welchem sie entfernt werden, wieder neu entstehen. Diese Müller'schen Körperchen schleppen die Thiere in ihr Nest, um sie für ihre Ernährung zu verwerthen. Man sieht also, daß die Cecropien den Schuchameisen Wohnung und Nahrung gewähren. Die Thiere erweisen sich dafür der Pflanze aber dankbar, indem sie, sobald blattschneidende Ameisen den Baum heimsuchen, über diese herfallen und die Pflanze somit vor Vernichtung schützen. Es kommt vor, daß Cecropien-Exemplare aus irgend welchem Grunde nicht von Schuchameisen bewohnt sind. Solche Pflanzen haben dann keine unversehrten, sondern vielfach seitens der Blattschneider durchlöcherter Blätter, und sie sind thatsächlich der größten Lebensgefahr ausgesetzt. Eine Cecropienart aus dem Corcovado bei Rio birgt niemals Schuchameisen, sie ist aber durch den Besitz einer glatten wachüberzogenen Epidermis vor den Blattschneidern, welche nicht am Stamm emporkriechen können, geschützt. —

Astronomisches.

io. Die Geschwindigkeit der Sonne im Weltraume ist von dem Astronomen Monck in Dublin neu berechnet worden. Der berühmte Astronom Struve ermittelte diese Geschwindigkeit in den 30er Jahren unseres Jahrhunderts auf 0,6 Kilometer in der Sekunde; diese an sich bereits außerordentliche Geschwindigkeit ist nach den neuesten Berechnungen noch viel zu gering veranschlagt. Monck fand durch Vergleich der Sonnen-

bewegung mit dem Standorte von 2000 verschiedenen Fixsternen, daß die Bewegung der Sonne nicht weniger als zwischen 16 und 24 Kilometer in der Sekunde betragen kann. Auf diesem rasenden Laufe zieht unser Muttergestirn die Erde und alle anderen Planeten mit ihren Trabanten und auch die periodisch wiederkehrenden Kometen mit sich. Gegenwärtig führt uns diese Reise durch den Weltraum in der Richtung auf das Sternbild des Perseus hin; über die Bahn, in der sich die Sonne mit ihrem System in späteren Jahrtausenden bewegen wird, wissen wir noch nichts. —

Bergbau.

t. Goldhaltiges Holz. Für denjenigen, welcher die große Verbreitung des Goldes in der Natur kennt, wird es nichts Ueberrassendes sein, daß sich auch in versteinerten oder halbversteinerten Baumstämmen Spuren von Gold finden können; als neu aber ist die Thatsache zu betrachten, daß in den Goldfeldern der australischen Kolonie Victoria solches fossiles Holz vorkommt, in dem ganz bedeutende Mengen von Gold vorhanden sind. Es handelt sich dabei nicht einmal um Hölzer, die seit undenklichen Zeiten im Schooße der Erde vergraben lagen, sondern um solche, die der Mensch selbst in die Erde hineingefenkt hat. Der australische Ingenieur Broug Smith entnahm aus der Tiefe der dortigen Goldbergwerke Stücke von Hölzern, die zur Stütze der Gruben dienten und im Laufe der Jahrzehnte in hohem Grade von Mineralien durchsetzt worden waren. Unter dem Mikroskop zeigten sich in diesem Holze Spuren von Gold, welches an Schwefelkieskrystallen hing oder mit diesen vermischt war. Ein anderer in den australischen Goldfeldern beschäftigter Ingenieur bestätigt, daß oft goldhaltiger Schwefelkies im Innern von Wurzelwerk oder Schwemmholtz, das aus goldhaltigem Boden genommen wird, nachgewiesen wurde. Dieses Mineral lieferte bis zu mehreren Unzen Gold pro Tonne, und in einem Falle stieg der Goldgehalt im Innern eines alten Baumstammes sogar auf 30 Unzen. —

Humoristisches.

— Moderner Drakelspruch. Ein Kaufmann wird von einem anderen um Auskunft über die geschäftliche Lage seines besten Freundes gebeten.

Gutes kann er nicht sagen, Schlechtes will er nicht sagen, also verschanzte er sich hinter ein kleines Ohrenleiden, daß er hat, und thut, als habe er die Frage nicht gehört.

Es ruht ihm indeß nichts, der andere fragt ihn mit lauter Stimme noch einmal, und so sagt er endlich achselzuckend: „Genaueres weiß ich selber nicht, wie ich höre ist er gut.“

Kurz nachher macht sein Freund Bankrott und reißt jenen Fragesteller mit hinein. Wüthend rennt dieser zu dem Auskunftgeber und schreit: „Wie haben Sie mir sagen können, daß der Mann gut ist?“

„Erlauben Sie, das habe ich nicht gesagt,“ antwortet ihm unser Kaufmann ruhig. „Ich habe nur gesagt: Wie ich höre, ist er gut — und ich höre bekanntlich sehr schlecht.“ —

— Schön ausgedrückt. Arzt (zur Pflegerin): „Ach, nun fehlen uns Blutegel! Ich hatte sie schon heute morgen auf der Zunge, doch nachdem ich sie Ihnen gestern so auf die Seele gebunden hatte, hoffte ich, Sie würden dieselben auch so im Kopfe behalten.“ — („Zust. Bl.“)

Vermischtes vom Tage.

— Zwei Mark erhielt ein Lokomotivführer als Belohnung, weil er zwischen den Stationen Torgau und Mochrehna ein drohendes Eisenbahn-Unglück verhütet hatte. —

— Budapest, 28. Januar. Auf der Eisenbahn-Station Anavolgi wurde die große Stationskasse geraubt. —

— Der Räuberhauptmann Athanas ist verhaftet und nach Sofia gebracht worden. Er lebte seit dem Ueberfall von Tcherkeskoi ruhig in Kuslowika und soll den dortigen Armen reiche Wohlthaten erwiesen haben. —

— Major Boitschew und Novelic, der frühere Polizeichef von Philippopol, wurden im Revisionsverfahren wegen Ermordung der Anna Simon zum Tode verurtheilt. —

— Kostspielige Schmetterlinge. Das naturhistorische Museum in New-York ist unlängst in den Besitz einer werthvollen Schmetterlingsammlung gelangt. Einige Exemplare derselben, so ein großer, in den buntesten Farben prangender Falter aus Neu-Guinea, kosten mehr als 1000 M. das Stück. Noch theurer sind einige brasilianische Schmetterlinge, die jetzt gänzlich ausgestorben sind. Für so einen kleinen, vertrocknet aussehenden Falter wurden schon 4000 M. geboten. —

— Fritiof Nansen hat das beständige Reisen und Vorlesen in den Vereinigten Staaten satt bekommen und kehrt nach Europa zurück. Das Bureau, dem er sich verpflichtet hatte, hat Klage auf 20 000 Dollars wegen Kontraktbruch gegen ihn erhoben und sein Gepäck mit Beschlagnahme belegt lassen. —

— Die leichteste Flüssigkeit ist komprimirtes Acetylen mit einem spezifischen Gewicht von 0,87; von den festen Körpern ist am leichtesten das Metall Lithium mit 0,5. —